

Bist du der Gott, der Zukunft uns verheißt? (vgl. GL 422)

Priester- und Diakonsein in der aktuellen Zeitenwende



Online-Vortrag von Bischof Dr. Franz-Josef Bode
am Tag der Priester und Diakone, Kar Montag, 29. März 2021

Bist du der Gott, der Zukunft uns verheißt?

(vgl. GL 422)

Priester- und Diakonsein
in der aktuellen Zeitenwende

Online-Vortrag von Bischof Dr. Franz-Josef Bode
am Tag der Priester und Diakone,
Karmontag, 29. März 2021

Impressum

Herausgeber:
Bistum Osnabrück
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Hasestraße 40A, 49074 Osnabrück
info@bistum-os.de
www.bistum-osnabrueck.de

Mai 2021



Noch nie, liebe Brüder und Schwestern, ist es mir als Bischof so schwergefallen, Ihnen zu diesem Tag etwas zu sagen. Denn noch nie habe ich meinen Dienst, meine Botschaft, meinen Einsatz so sehr in Frage gestellt gesehen wie in diesen Wochen. Corona, die Aufarbeitung des sexuellen Missbrauchs in der Kirche, die jüngsten Briefe aus Rom und immer wieder die Konfrontation mit dem massiven Vertrauensverlust sind gewichtige Stichworte. „Ich stehe vor dir mit leeren Händen, Herr; fremd wie dein Name sind mir deine Wege. Sprich du das Wort, das tröstet und befreit!“ Diese Sätze sind mir so nah wie noch nie in den fast 30 Jahren meines Dienstes.

Und erst recht geht es den meisten von Ihnen so. Die Statements am Anfang der Begegnung über die priesterliche Existenz am 4. März haben das gezeigt. Einige möchte ich noch einmal zur Sprache bringen:

*„Wenn ich an meine Berufung denke,
hieß es da, „fällt mir schwer ...“*

dass Eucharistie und Priester im Beglückenden wie im Krisenhaften unmittelbar zusammenhängen: Auf der einen Seite bin ich eingereiht in die Reihe der Getauften, Gefirmten, Gesendeten, Geweihten... – auf der anderen Seite soll ich als Pfarrer aber den Kopf hinhalten und die Letztverantwortung tragen für ALLES. Zudem scheint es mir deutlich ‚dran‘ zu sein zu (er-)klären, ob wir Priester und unser priesterlicher Dienst wirklich noch gefragt sind / ist – oder ob wir als ‚Auslaufmodell‘ ‚abgewickelt‘ werden und andere ‚(Leistungs-)Modelle‘ uns ersetzen.“

*„Wenn ich an meine Berufung denke,
fällt mir schwer ...*

dass es Situationen gibt, die mich an physische und psychische Grenzen gebracht haben und bringen.“

*„Wenn ich an meine Berufung denke,
fällt mir schwer ...*

dass wir in einem Umbruch leben und dass die zukünftige Gestalt der Kirche in unserem Bistum sich noch nicht deutlich zeigt. Als Priester erlebe ich uns als primäre Symptomträger dieses Veränderungsprozesses, denn auch und gerade unsere künftige ‚Rolle‘ ist mehr als unklar; und solche fundamentalen Veränderungsprozesse irritieren und verunsichern (mich).“

*„Wenn ich an meine Berufung denke,
macht mir Sorge ...*

dass die Feier der Eucharistie – und damit die Mitte des gemeindlichen Lebens und des Lebens der Gemeindemitglieder – wegbricht: einmal von Seiten der Gläubigen; dann durch die Einschränkungen des Lockdowns für uns Priester und die Gemeindemitglieder; und schließlich auch von Seiten der Bistumsverantwortlichen, die für mein Empfinden die zentrale Bedeutung der Eucharistie für das Leben der Gemeinden und der Gläubigen zu wenig betonen und sie eher in die Reihe aller anderen Gottesdienstformen einreihen und damit zu ihrem Bedeutungsverlust beitragen.“

*„Wenn ich an meine Berufung denke,
macht mir Sorge ...*

die momentan stattfindenden Prozesse im Bistum: Ist der sakramentale Charakter des Priesters überhaupt noch wahrgenommen oder gar wertgeschätzt?“

*„Wenn ich an meine Berufung denke,
macht mir Sorge ...*

die mangelnde Bereitschaft und ‚Lust‘, wirklich nach dem künftigen Profil des priesterlichen Dienstes in unserem Bistum und in unserer Kirche zu fragen und zu suchen. Es hat für mich den Eindruck: Alle machen erst mal, so lange es geht, alles so weiter wie bisher nach dem Motto: ‚Ich weiß eh nicht, was wird, also mach ich erst alles so weiter, wie gehabt...‘“

*„Wenn ich an meine Berufung denke,
macht mir Sorge ...*

dass ich nicht einschätzen kann, welche Langzeitfolgen dieser momentane Ausnahmezustand, je länger er andauert, noch haben wird.“

Soweit die Statements.

„Wir sind primäre Symptomträger eines Veränderungsprozesses.“ Ja, und er bedeutet wirklich eine Zeitenwende. Kein Stein wird auf dem anderen bleiben. Da wir aber mittendrin stecken, können wir uns nicht mehr nur an der Vergangenheit festhalten und haben wir das Land der Zukunft noch nicht erreicht.

Es ist die Situation des Petrus, der um Jesu willen und auf dessen Geheiß das Boot verlassen hat und aufs Wasser geht, ohne schon die Hand Jesu greifen zu können. Der Blick auf die Wellen verstellt ihm den Blick auf Jesus, und so droht er unterzugehen.

Es ist dieser drohende Moment der Ohnmacht, den wir nicht kleinreden dürfen, den wir nicht mit klerikalem Selbstmitleid betrachten dürfen – anderen Menschen ergeht es oft erheblich schlechter – und den wir aushalten müssen. Nur so kann die rettende Hand Jesu uns erreichen.

Es scheint, dass die Zeiten vorbei sind, in denen wir sagen könnten: Wenn wir das und das noch einmal alle gemeinsam tun, wenn wir unsere letzten Ressourcen zusammenraffen und die und die Methode anwenden, dann werden wir Kirche und Glaube wieder zurückerobert. Dieser Wenn-dann-Zusammenhang scheint nicht mehr zu funktionieren angesichts des rasanten Rückgangs der Zahlen in allen Bereichen des sakramentalen Lebens und in den üblichen Vergemeinschaftungsformen, die die Kirche kennt und die wir in unserem Bistum auch gut gepflegt haben.

Wie bei dem Sprung des Petrus bin ich davon überzeugt, dass das verlassene Boot der Vergangenheit viel Tragfähiges und Konsistentes enthalten hat, das wir auch weiterhin brauchen. Ich bin auch davon überzeugt, dass Jesus seine Hand ausstrecken wird, um uns Zweifelnden und Verzweifelten neuen Halt zu geben und neuen Grund unter die Füße. Aber dieser Moment des Blicks auf den gefährlichen Sturm, in dem wir ohnmächtig unterzugehen drohen, ist lang und tief und ergreift uns zur Zeit mit voller Wucht. Deshalb nutzt es nicht viel, nach Rezepten zu suchen, die dann

schnell wieder den Wenn-dann-Zusammenhang erfüllen, damit doch alles irgendwie weitergehe. Nein, wir können uns diesen Moment des völligen Dazwischenhängens zwischen der relativen Sicherheit des Bootes und der ausgestreckten Hand Jesu nicht ersparen. Wir müssen sie annehmen, diese Lage, die dem Schrei Jesu am Kreuz nahekommt: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Ps 22) oder auch dem Schweigen Gottes zwischen Karfreitag und Ostern am Karsamstag.

Sie werden sagen: „Bischof, jetzt spiritualisieren Sie schon wieder die Not, an der Kirche vielfältig selbst schuld ist. Und auch die Not der Menschen, die nicht mehr ein noch aus wissen, da alles Vertrauen in die Wirklichkeit, alles Vertrauen in die Verantwortungs-träger – der Kirche sowieso, aber zunehmend auch des Staates – verloren geht.“ Dennoch möchte ich es gerade in dem nüchternen Blick als spirituell relevant und notwendig benennen.

Pater Alfred Delp hat 1940 sehr tiefgründige Betrachtungen über die Not der Geschichte angestellt, aus denen ich ein paar Sätze zitieren möchte:

„Das geschichtliche Leben ist eine Fahrt auf dem offenen Meer und verlangt alle Tugenden solcher Ausfahrt: Wachsamkeit, Bereitschaft, Zähigkeit und Härte, Entschlussfreudigkeit und Tatkraft. Und es birgt alle Tücken solcher Ausfahrt: Irrfahrt, Strandung und Schiffbruch. Und wo selbst alle Wachsamkeit und jeglicher Einsatz den Kurs nicht hält und die Trift nicht vermeidet, da wird eine letzte Ohnmächtigkeit und Unzuständigkeit des Menschen über seine Geschichte offenbar (...) Es bleiben dann nur die Größe, dies auszuhalten, oder die Kleinheit und Kärglichkeit, daran zu zerbrechen. Das Leben ist wie ein Meer...“¹

„Die Größe, das auszuhalten, oder die Kleinheit, daran zu zerbrechen.' Davor stehen wir und dem müssen wir uns stellen.

Etwas weiter sagt Pater Delp uns:

„Der Weg der Geschichte geht vorwärts, aber er geht nicht notwendig aufwärts. ... Das Leben in der Geschichte wird immer ein Wandern auf schwankendem Grund bleiben. Es verlangt Wachsamkeit für die Möglichkeiten und Notwendigkeiten; es fordert Bereitschaft und Einsatz, Härte und Treue. ... Zum Übergeschichtlichen geht der Weg nur durch die Geschichte: als Ordnung und als Urbild, als schöpferischer Grund und als erfüllende Heimat steht der ewige Gott am Anfang, in der Mitte und am Ende der Geschichte.²

Wieder werden Sie sagen, dass ich zu sehr in die großen Dimensionen ausweiche, um das Konkrete nicht lösen zu müssen. Ich bin aber davon überzeugt, dass wir am Ende deshalb nicht kärglich an der Situation zerbrechen, weil wir uns auf den Gott verlassen, dem die schöpferischen Ideen mit dem Menschen in einer wirklichen creatio continua nicht ausgehen, auf den Gott, der uns in Christus immer seine Hand entgegenstreckt, besonders im tiefsten Chaos, auch wenn er sie mitunter im Gewand zu verbergen scheint (Ps 74,11: „Warum ziehst du die Hand von uns ab, hältst deine Rechte im Gewand verborgen?“ EÜ 2016: „Warum ziehst du deine Hand zurück und deine Rechte? Hol sie heraus aus deinem Gewand und mach ein Ende!“). Und wir werden am Ende deshalb nicht kärglich an der Situation zerbrechen, weil wir uns auf den Gott verlassen, der im Heiligen Geist eben die Kreativität des Schöpfers in der Vielfalt der Gaben und Charismen, in der Vielfalt neuer Formen und Gestalten ausprägt und doch Garant einer tiefen Einheit bleibt, seitdem Christus sich hat am Kreuz ausspannen lassen zwischen oben

und unten, rechts und links und gerade dabei seinen Geist ausgehaucht hat, übergeben hat an die Menschen. Das ist mehr als das Aushauchen des letzten Atems im Tod. Es ist Übergabe des Geistes. Das völlige Zerbrechen Jesu am Kreuz ‚setzt seinen Geist frei', wenn ich das so sagen darf. Das ist die eigentlich Traditio: die lebendige Übergabe des Geistes für alle Zeit in der Gestalt der Kirche an Maria und Johannes, an Männer und Frauen, an Junge und Alte, an Menschen, die zu Jesus und zueinander stehen.

Für mich führt an diesem trinitarischen Glauben keine Bewältigung der aktuellen Fundamentalkrise vorbei. Dann kann sich die Gestalt der Kirche ruhig ändern, wenn sie nur dem Auftrag Jesu treu bleibt, in der Vielfalt der Gaben zueinander zu stehen, seine Gegenwart in Brot und Wein und den anderen Sakramenten, Sakramentalien und Segnungen weiter zu feiern und so das Gedächtnis seines Lebens gegenwärtig zu halten und seinen Lebensstil weiter zu pflegen. Dabei gibt es sehr verschiedene Formen der Repräsentation, der Gegenwärtigsetzung dieses Christus' durch die Getauften, Gefirmten, Beauftragten, Gesendeten und Geweihten.

Freilich werden in einer künftigen sehr vielgestaltigen und vielortige Pastoral diese verschiedenen Gaben und Fähigkeiten auch vonnöten sein, die sich vielleicht auch in neuen Formen der Dienste für Männer und Frauen zeigen. Ich denke etwa an den Begrüßungsdienst vor dem Gottesdienst jetzt in der Pandemie (Ostiarier), an all die vielen kreativen Zuwendungen zu den Menschen (Subdiakonats), an die Verkündigung des Wortes auf breiter Basis vom Bibelteilen bis zum Auslegen der Schrift in der Predigt (Lektorat), an Wortgottes- und Kommunionfeiern, ja selbst an neue Formen der Taufbegleitung und der Eheassistenz, an neue Formen des Kranken- und des Sterbesegens, neue Formen der Versöhnung (Akolytat) und an neue Formen der heilenden Beratung („Exorzismus“).

Alles das sind Weisen, die Kirche seit Jahrhunderten kennt in den sogenannten ‚niederer Weihen‘, ministeria, die erneuerbar und erweiterbar sind. Sie sind existenz- und lebensrelevant, aber die Kirche hat sie durch zu viele Regelungen und Einengungen fast weggeregelt. Sie muss sie nun neu erschließen, freilich auch für Menschen, die sich nicht gleich in der Mitte des sakramentalen Lebens einfinden, sondern zunächst in der großen Bandbreite des Menschlichen stehen. Denn es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in den Herzen der Jünger Christi seinen Widerhall fände (vgl. GS 1).

Wieder werden Sie sagen: „Woher sollten wir diese Menschen nehmen, da sie uns reihenweise verlassen oder uns den Rücken zukehren? Und wo bleibt da der Dienst des Priesters, wo bleibt seine Identität?“

Ja, tatsächlich, wir werden uns auf sehr überschaubare Zahlen einzustellen haben. Das Christentum geht in unseren Breiten in die Minderheit, christliches Leben wird unselbstverständlicher. Aber das Bestreben der frühen Kirche war es nicht – anders als in der konstantinischen Zeit –, dass alles christlich durchprägt sei, sondern dass überall Christen sind in kleinen Gruppen, in Familien und Hauskirchen, in Gemeinden als schöpferische Minderheiten, als von Christus geprägte Menschen, die mit den anderen lebten – durchaus in alternativem Lebensstil –, aber auch für andere, eben in der Zuwendung christlicher Nächstenliebe.

Das müssen Prägemale von Kirche bleiben:

echte Seelsorge und Hilfe bei der Suche nach Gott, dem ganz Anderen; Liturgie, Riten, Gesten, Formen, in denen die heilenden, lebensdienlichen Zeichen Christi weiterleben; Verkündigung, Bildung, Erziehung, Hilfen zur Lebensgestaltung und der Wille, sich dem anderen als Nächster zu erweisen, ob in Einzelzuwendung,

Gruppenbegleitung oder in den organisierten Formen der Caritas. Lebensdeutung, Lebensgestaltung und Lebensbegleitung: das müssen Prägemale von Kirche bleiben.

Und das alles gelingt nicht nur an vielen Anders-Orten, die heute notwendig sind, sondern immer auch noch in Gemeinde, in Beheimatung rund um die Kirchen, in neuen Räumen vielfältiger Gottesbegegnung. Denn unsere kirchlichen Berufe erwachsen fast alle aus solchen verbindlichen Strukturen, aus Gemeinden oder Verbänden, wie ich immer wieder in Gesprächen feststellen kann. Deshalb darf man bei aller Vielortigkeit das Territorialprinzip nicht ganz aufgeben, sondern muss es erneuern und wandeln.

Wieder werden Sie sagen: „Was ist dabei noch priesterliche Identität, wenn doch, etwas überspitzt gesagt, alle fast alles können?“ Ich bin der Überzeugung, dass gerade in der Vielfalt der Dienst der Einheit, der Dienst zu sammeln und zusammenzuführen, der Dienst zu orientieren und zu stärken, der Dienst der Versöhnung und Aufrichtung von hervorragender Bedeutung ist und bleibt. Er wird vollzogen im priesterlichen Dienst, in dem Christus amtlich repräsentiert wird und der Heilige Geist in der Epiklese als Kraft der Wandlung herabgerufen wird, das heißt: all das, was von allen geschieht, wird noch einmal durch die Kraft der Heiligen Geistes lebendig garantiert als von Christus kommend. So steht das Amt für die Einheit mit dem Ursprung aus Christus und für die Einheit des Ganzen der Kirche, damit nichts aus dem reinen ICH geschieht, sondern in dem großen WIR mit Christus und seiner Kirche.

*In der Eucharistie ist das am tiefsten vollzogen.
Deshalb bleibt die Eucharistie der Identitätskern des
priesterlichen Dienstes,*

auch wenn sie seltener und mit weniger Menschen gefeiert wird. Die Eucharistie bleibt Quelle und Höhepunkt allen christlichen Lebens nicht in einem quantitativen, sondern im qualitativen Sinn. Denn sie geschieht nicht nur mit den Menschen – freilich immer in größtmöglicher communio –, sondern auch für die Menschen als geschenkte Hingabe Christi. Deshalb muss gerade in diesen Zeiten, wo viele die Eucharistie nicht mehr vermissen oder zu schnell durch andere Gottesdienste ersetzen, der Priester auch der ‚Hüter‘ der Eucharistie bleiben und zugleich der Förderer vielfältiger Gottesdienstformen.

Und der Dienst der Versöhnung in Beichte und Krankensalbung bleibt ein urpriesterlicher Auftrag: Versöhnung zur Einheit mit sich selbst, untereinander und mit Gott, Aufrichtung zum Leben und zu neuer Zukunft, ich hoffe in sakramentalen und „sakramentlichen Liturgien“ (Kranemann).

Darin besteht der Dienst priesterlicher Leitung, nicht in der Verwaltungsleitung, sondern in der geistlichen, sakramentalen Verantwortung dafür, ob hier im Sinn Christi und seiner Kirche gehandelt wird. Christus als Haupt repräsentieren heißt, stärken, sammeln und zusammenführen (vgl. Eph 4,16).

Dabei ist Kirche nicht nur ‚Rom‘, sondern die ganze Kirche in der Weite der universalen, ja heute pluriversalen Welt.

Es mag ein Dienst sein, der einen fast zerreißt, aber es bleibt der Dienst an der Brot-Brechung und Wandlung in Kirche und Welt, besonders an den Bruchstellen des Lebens. Dieser Dienst ist heute

nur im Zusammenspiel mit vielen anderen zu leben, hauptamtlichen und ehrenamtlichen, auch in neuen Lebensformen priesterlicher Existenz über den Zölibat hinaus und in Verbindung mit der Ehe oder auch in Verbindung mit einem Zivilberuf.

*Wenn ich jetzt die Diakone nicht genannt habe,
will ich sie damit nicht vernachlässigen.*

Denn auch sie stellen Christus dar, repräsentieren ihn als den, aus dem alle diakonische Hingabe lebt und an dem Kirche Maß nehmen muss. Zumeist mit Beruf und Familie stellen sich die Diakone dem Dienst an den Menschen und bringen ihn ein in die Feier der Eucharistie und die Spendung der Sakramente. So wird auch hier sakramental garantiert, dass in allen diakonischen Vollzügen der Kirche Christus selbst am Werk ist. Das gehört unverzichtbar zum Wesen der Kirche und würde durch den Diakonat der Frau noch einmal erweitert und vertieft. Vielleicht könnte es für die Diakone und Diakoninnen sogar ein altes, neues Sakrament geben, das der Fußwaschung, was lange in der Kirche ein Sakrament war. Fußwaschung dann nicht nur als Handlung, sondern als Haltung.

Jetzt habe ich keine Agenda für ein Zukunftsgespräch zum priesterlichen Dienst aufgetan, wiewohl wir unbedingt ein viertes Forum der „Systemischen Grundfragen“ auf unserem synod_os bilden müssen: Priesterlicher Dienst und priesterliche Existenz. Aber ich habe doch Grundlagen benannt, an denen sich ein Zukunftsprozess für eine Kirche nach Corona und in der sich weiter säkularisierenden Welt orientieren muss. Und das bei erheblich weniger Finanzen, Personal und anderen Ressourcen und in einem Vertrauens- und Glaubwürdigkeitsverlust, der nur in Demut und Freimut zu bestehen ist.

In unsrem Bistum sind wir dabei, diesen Zukunftsprozess konkret zu beginnen. Ein erster Anstoß war unsere Bistumsklausur mit dem

Thema „Zeitenwende?!“, das der Papst selbst so benennt. Alle derzeitigen Fakten müssen auf den Tisch in Pastoral, Personal, Finanzen und Gebäudemanagement. Denn die finanziellen Aufwendungen müssen den pastoralen Zielen folgen, nicht umgekehrt, allerdings bei Vergewisserung über den realistischen Rahmen. Oberthema muss bleiben, wie man als Christ in einer zunehmend säkularisierten Welt leben kann und was die Kirche dazu braucht, darin die Menschen zu begleiten – auch durch den sakramentalen Dienst der Priester und Diakone zusammen mit den Diensten aller. Der Gemeinsame Rat könnte Träger des Prozesses sein, in dem die Gremien und Gruppen sich verbinden.

Ich möchte schließen, wie so oft, mit einem Gedicht von Andreas Knapp. Es geht um die Priesterweihe, um das Priestersein:

*du brichst das brot nicht
mit deinen händen
selbstbewusst und willensstark
um gönnerisch auszuteilen*

*das brot zerbricht dir
unter deinen händen
ohnmächtig musst du es geschehen
und dich selbst wandeln lassen³*

„Das Brot zerbricht dir unter deinen Händen“ – vielfach auch unsere Identität. Nur die Annahme der Ohnmacht, das Geschehenlassen enthält den Keim wirklicher Wandlung im Leib Christi in der Eucharistie, im Leib Christi der Kirche und auch im Leib Christi jedes Einzelnen, der Tempel seines Heiligen Geistes ist.

Liebe Brüder, die Geschichte geht nicht immer aufwärts, aber immer vorwärts, so Alfred Delp. Sie bleibt die Geschichte Gottes mit uns Menschen. Er kommt uns gerade darin entgegen, reicht uns die Hand. Schauen wir nicht nur in den Abgrund, auf die tosenden Wellen. Schauen wir auf ihn und lassen wir uns dadurch ermutigen zu Wandlung und Gestaltung, zu neuer Handlung und Haltung.

Quellen

- 1 A. Delp, Geschichte als Herausforderung, hrsg. v. Roman Bleistein, Frankfurt 1986, S. 43
- 2 A. Delp, Geschichte als Herausforderung, hrsg. v. Roman Bleistein, Frankfurt 1986, S. 68f.
- 3 Andreas Knapp, Höher als der Himmel. Göttliche Gedichte, Würzburg 2010, S. 56

Titelbild: Christus wandelt auf dem Meer.
Rembrandt, Harmensz van Rijn um 1632/33. Feder in
Braun, 16,8 × 26,5 cm. London, British Museum.



